

Roland Rosenow

## Lebenskunst

Rede zur Vernissage der Ausstellung *Mein liebes Leben. Eine Liebeserklärung von Lebenskünstlern und Gratwanderern*

Freiburg, 26.6.2015

Die Ausstellung *Mein liebes Leben – eine Liebeserklärung von Lebenskünstlern und Gratwanderern* zeigt uns sehr unterschiedliche Bilder und Objekte. Der Titel der Ausstellung versteht sich nicht von selbst. Zur Einführung in die Ausstellung will ich der Frage nachgehen, was es bedeuten kann, künstlerisches Schaffen als Liebeserklärung an das Leben zu verstehen.

Ich möchte damit beginnen, von einem Bild zu sprechen, das mich auf eine eigentümliche Weise berührt hat. Es heißt *Nach Monet* und es ist ein Bild eines Bildes. Die Künstlerin hat mit einfachen technischen Mittel gemalt, was sie beim Betrachten eines Bildes von Claude Monet gesehen hat. Der Aufbau und die Formen des *Mohnfeldes von Argenteuil* von Monet sind übernommen. Die Farben weichen zum Teil stärker, zum Teil weniger ab, was mit den beschränkten technischen Möglichkeiten zusammenhängen mag. Das Kind im Vordergrund trägt eine Strauß mit Mohnblumen, der wie bei Monet mehr zu erahnen als zu erkennen ist. Aber anders als in der Vorlage, wo nur in der linken Hälfte der Wiese Mohn blüht, sind die Mohnblumen gleichmäßig über die ganze Wiese verteilt.

Zu *Nach Monet* fällt mir Gerhard Richters *Verkündigung nach Tizian* ein. Gerhard Richter sagt zu dieser Reihe von Bildern: Er habe zunächst nur eine Kopie von Tizians Verkündigung haben wollen, aber es sei ihm einfach nicht gelungen, das Bild zu kopieren. So wurden seine eigenen Bilder daraus, Spiegelungen der Vorlage im Auge eines malenden Betrachters. Die Vorlage verschwimmt mit dem Ausdruck, der in der Auseinandersetzung mit einem Bild seinen Weg findet. Es entsteht ein neues Bild.

*Nach Monet* berührt mich durch die darin liegende Entschlossenheit, selbst Farben in die Hand zu nehmen, dem Strom der Bilder etwas hinzuzufügen. Der Mut, im Angesicht des großen Claude Monet den eigenen Ausdruck zu finden, bewegt mich. Ich teile die Liebe zu der Vorlage, die in dem Bild zum Ausdruck zu kommen scheint. Und irgendwie mag ich die frech über das ganze Feld verteilten Mohnblumen.

Man kann in dieser Ausstellung sehen, dass Malen, Gestalten nicht auf einer Insel stattfindet, sondern in einem Kontext und einer Geschichte aus Bildern. Der eigene Ausdruck braucht Anleihen bei anderen, die gemalt und gestaltet haben. *Nach Monet* ist nicht das einzige Bild eines Bildes in der Ausstellung. Es gibt ein Bild des Bildes *Screaming Pope* von Francis Bacon. Wir sehen Figuren, die an den Kubismus erinnern. Wir sehen naiv anmutende, farbenfrohe Bilder, die mich an die Arbeiten der Künstlergruppe *CoBrA* denken lassen. Wir sehen eine Reihe mit Portraits, die, alle dem gleichen formalen Aufbau folgend, die Assoziation an die Fotobilder von Gerhard Richter wecken. Wir sehen ein Portrait, dessen Striche an Picasso denken lassen, und gegenstandslose Bilder, die an Bilder von Jackson Pollock erinnern.

Die Ausstellung heißt *Mein liebes Leben*. Wenn man dem Titel folgt, dann machen die Künstler und die Künstlerinnen ihrem Leben eine Liebeserklärung, indem sie Farben und Materialien in die Hände nehmen und Objekte ohne Nutzen schaffen, Kunst eben: Objekte, in denen etwas Eigenes zum Ausdruck kommt, sichtbar wird, ausgestellt wird. Bilder, die keinem Zweck dienen, sondern nur sagen: *Schau mich an. Das bin ich*. Die Liebeserklärung liegt in dem doppelten Akt der Gestaltung und des Vorzeigens.

Die Rede von der Liebeserklärung an das Leben behandelt das Leben wie ein Gegenüber – eben wie jemanden, den man lieben oder hassen kann. Es ist der Liebe eigentümlich, dass sie nicht immer durch Gegenliebe belohnt wird. Man kann glücklich lieben oder unglücklich lieben. Um im Bild zu bleiben: Das Leben kann dem, der es lebt, freundlich und großzügig oder abweisend und geizig gegenüberreten. Das Leben kann sich liebenswert gebärden oder so, dass es ein wahres Kunststück ist, sein Leben zu lieben: Lebenskunst. Die Bilder und Objekte dieser Ausstellung sind Ausdruck solcher Lebenskunst.

Wenn unser Leben uns unfreundlich begegnet, geschieht vielleicht zunächst ein Unglück, eine Krankheit zum Beispiel. Ein Unglück kann ein weiteres nach sich ziehen. Aus einer Krankheit kann eine Behinderung werden. Eine Behinderung hat oft Armut zur Folge. Es kann einem ergehen wie Hiob, der, einmal vom Unglück geschlagen, auch alle Freunde verliert: Wen der Herr so straft wie Hiob, so denken die Freunde, der muss schwere Schuld tragen. Mit dem wollen wir nichts zu tun haben. Unglück kann Exklusion bedeuten, Ausschluss aus sozialen und kulturellen Zusammenhängen.

Exklusion verändert diejenigen, die ausgeschlossen werden. Im Prozess der sozialen Exklusion wird dem, der ausgeschlossen wird, zugeschrieben, dass

der Ausschluss seinen Grund in ihm habe. Exklusion macht den Exkludierten zum Schuldigen. Das ist ein wirkmächtiger Mechanismus, der tief in das Leben des Ausgeschlossenen eingreift.

Denn Identität ist eine soziale Konstruktion. Identität wird in sozialen Zusammenhängen gestaltet und verändert. Gesellschaftliche Exklusionserfahrungen verändern die Identität desjenigen, der sie erleidet. Die Balance zwischen Selbstbestimmung und Abhängigkeit geht verloren. Abhängigkeiten werden mächtiger und Selbstbestimmungschancen schwinden.

Die eigene Identität ist kein Fixum. Sie ist prozesshaft. Identität – Wer bin ich? – wird in sozialer Interaktion unentwegt erzeugt und verändert. Wenn das gelingt, geht es mir gut mit dem, der ich bin. Gelingen in diesem Sinne kann Identität dann, wenn sie das Ergebnis einer Balance von Selbstbestimmung einerseits und Gestaltungskraft des Umfeldes andererseits ist.

Mit dieser Überlegung lässt sich eine Antwort auf die Frage formulieren, warum das Erschaffen und Zeigen von Kunstwerken an und für sich – unabhängig davon, was sie ausdrücken – als eine Liebeserklärung an das Leben verstanden werden kann.

Die Künstlerinnen und die Künstler, deren Arbeiten wir hier sehen, verfügen überwiegend nicht über die Ressourcen, die erforderlich sind, um ohne Unterstützung durch das bislang von der *Aktion Mensch* finanzierte Projekt *Lebenskünstler* zu malen und zu gestalten. Ein solcher Mangel an Ressourcen bedeutet nahezu immer gesellschaftliche Ausgrenzung. Und Ausgrenzung hat in der Regel zur Folge, dass die Balance zwischen Selbstbestimmung und Gestaltungskraft des Umfeldes, die Voraussetzung einer gelingenden Identität ist, ins Wanken gerät. Ausgrenzung bedeutet Fremdbestimmtheit und begrenzt Selbstbestimmungschancen. Der Akt der Kreativität und des Zurschaustellens der Werke, die dabei entstehen, ist dagegen ein emphatischer Akt der Selbstbestimmung. *Schau mich an. Das bin ich!* Die schöpferische Arbeit ringt darum, Selbstbestimmung und Gestaltungskraft des Umfeldes auszubalancieren. Man kann es auch so formulieren: Der emphatische Akt der Selbstbestimmung, der im künstlerischen Schaffen liegt, ist ein Akt der Aneignung der eigenen Identität. In dieser Aneignung liegt die Liebeserklärung an das Leben: *Du gehörst zu mir. Ich gehöre zu dir.*

Die Liebeserklärung an das Leben ist im Verhältnis zu den mächtigen Zentrifugalkräften dieser Gesellschaft eine Gegenbewegung. Die

Lebenskünstlerinnen und Lebenskünstler, die ihre Werke zeigen, und die Betrachterinnen und Betrachter, die sie anschauen, vollziehen diese Gegenbewegung in der schöpferischen Arbeit und in der Rezeption. In der Begegnung mit den Bildern und Objekten der *Lebenskünstler und Gratwanderer* liegt eine integrative Kraft. In den Werken kommt die Zugehörigkeit derer zum Ausdruck, die sie geschaffen haben. Mit der Rezeption bestätigen wir diese Zugehörigkeit. Zeigen und Wahrnehmen, Zugehörigkeit und Anerkennung – das sind die Ingredienzien, aus denen Teilhabe entsteht.

Das kreative Schaffen ist ein Akt der Aneignung der eigenen Identität. All die direkten und indirekten Bezüge der ausgestellten Werke zu Werken der Kunstgeschichte, all die bewussten oder unbewussten Anleihen, die ein Bild bei anderen Bildern nimmt, zeigen – man möchte sagen: beweisen, dass dieser Aneignungsprozess ein doppelter ist: Das kreative Schaffen ist nicht nur ein Akt der Selbstbestimmung, sondern zugleich ein Akt der Aneignung des ästhetischen Materials, der Linien, Farben und Formen der Kultur, der wir angehören.

Dem doppelten Prozess der Aneignung korrespondiert damit eine doppelte partizipative Dynamik: In sozialer Hinsicht erwächst Teilhabe aus dem Zusammenspiel von Zeigen und Wahrnehmen, von Zugehörigkeit und Anerkennung. In kultureller Hinsicht erwächst Teilhabe aus der Aneignung ästhetischen Materials.

Ohne das Projekt *Lebenskünstler* wäre diese Ausstellung ebenso wenig zustande gekommen wie die Arbeiten, die wir hier sehen. Denn diejenigen, deren Werke ausgestellt sind, verfügen – mit Pierre Bourdieu gesprochen – nicht über das ökonomische, soziale und kulturelle Kapital, das kreative Arbeit voraussetzt. Ohne Anschlussfinanzierung wird es das Projekt *Lebenskünstler* nicht mehr lange geben.

Wenn Konsens darüber besteht, dass Gerechtigkeit in einer Gesellschaft wie der unseren Teilhabegerechtigkeit bedeutet, dann muss auch Konsens darüber bestehen, dass der Slogan *Kultur für alle*, den das Projekt sich gegeben hat, nicht mehr und nicht weniger bedeutet als das Einfordern von Gerechtigkeit.

Zurück zu den Werken! Die Ausstellung lädt Sie ein, sich umzuschauen, sich einzulassen auf ein Bild, das Sie vielleicht anspricht, auszuprobieren, was geschieht, wenn Sie Ihren Blick auf ein Bild legen. Ein Bild ist immer auch ein Spiegel: Es zeigt uns etwas von sich, und es zeigt uns etwas von uns.